

Eigentlich ist das ein Dichter, den es in jener Epoche gar nicht geben dürfte. Die Erben der Troubadours und deren Berufskollegen, die deutschen Minnesänger, beschworen verzückt den Frühlingsanfang und die neu erblühende Liebe, er aber hielt sich selbst und seiner Zeit erbarmungslos den Spiegel vor. Die Liebe scheint für ihn überflüssig zu sein, sie ist ein Luxusprodukt der höfischen Kreise, ein Thema, dem er sich mit bissigem Underdog-Bewusstsein verweigert. An der Stelle der Liebe klafft eine trotzige Lücke. Mögen die anderen von Frühlingsanfang und Liebe faseln – bei Rutebeuf herrscht „Eiszeit“, die Kälte einer mitleidlosen Welt: „Wenn Bäume bald ihr Kleid verlieren / Und Blätter schon am Ast erfrieren, / Kann nichts mehr bleiben – / Muss ich von meiner Armut schreiben, / Die mich verfolgt mit Kesseltreiben / Zur Winterzeit“ (in „Winterpech“, 1256).

Rutebeuf ist eine außergewöhnliche Erscheinung unter den französischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts, ein urbaner Poet völlig neuen Typs im Mittelalter. Erstaunlich die Vielfalt seiner Themen und Genres: von der autobiographischen Beichte voller lyrischer Bilder zur herben Gesellschaftssatire, von allegorischer Hof- und Königskritik zum religiösen Theaterstück und zum Heiligenleben, vom derben Schwank und karnevalskem Unsinn zum inbrünstigen „Ave Maria“. Kein anderer Dichter im dreizehnten Jahrhundert hatte eine so phänomenale literarische Bandbreite.

Weder sein genaues Geburts- noch sein Todesdatum sind bekannt: Geboren um 1230, gestorben um 1285, war er stark mit der Stadt Paris verbunden, in die er – wahrscheinlich aus der Champagne stammend – als Student kam. Paris war damals bereits glänzendes Macht- und Kulturzentrum. Seine Lebenszeit verlief unter den Königen Ludwig IX. (alias Ludwig der Heilige, König von Frankreich 1226 bis 1270) und dessen Sohn Philipp III. der Kühne (1270 bis 1285).

Seine Werke entstanden von der Mitte des Jahrhunderts an, die meisten im Zeitraum von 1256 bis 1277. Zweihundert Jahre vor dem spätmittelalterlichen Poeten und Vagabunden François Villon, mit zuweilen ähnlichen, aber eigenen Akzenten, dichtet Rutebeuf als radikal subjektiver Dichter von seinem schwierigen Leben, von einer Welt in der Krise. Doch Vorsicht: Rutebeuf ist kein Krimineller wie Villon, der sich in seinen Gedichten bereits am Galgen hängen sah. Er pocht auf Moralität, gesunden Menschenverstand, humanitäre Standards und die unabweisbare Wahrheit.

Sein Name ist vermutlich ein Pseudonym, „Rutebeuf“ bedeutet wörtlich „rüder/roher Ochse“. Fünfzehn Mal kommt dieser Name in seinem Gesamtwerk vor, als sei er eine Signatur. Das wenig schmeichelhafte Pseudonym meint vielleicht schlicht: Ich bin der Ungehobelte, Ungeschliffene. Rutebeuf ist der erste „freie Autor“ der Weltliteratur und wie alle freien Autoren gefangen im unfreien Überlebenskampf dessen, der nichts anderes kann als schreiben und dichten. Unbegabt für manuelle Arbeiten („Kein Handarbeiter bin ich – schlau / Ich wohne nirgendwo oder genau / Wo Armut haust“), keinerlei Handwerk beherrschend, nur eben mit Sprache begabt.

Er ist ein Kreativer ohne feste Anstellung, der sich von Auftragsarbeit zu Auftragsarbeit retten muss, immer in Geldnot. Er ist ein gewiefter Allrounder, der ins politische Tagesgeschehen eingriff und seine spitze Feder als „Dichter-Journalist“ in den Streitsachen der Epoche einsetzte. Er ist ein in städtisch-bürgerlichen Milieu agierender Dichter mit höherer Bildung, den es im Zuge sozialen Abstiegs – aufgrund unglücklicher Ereignis-



Dieses Buch, den „Roman des Rois“, empfing der französische König Philipp III. gern. Bei den Dichtungen des Untertanen Rutebeuf dürfte es anders gewesen sein. Foto AKG

Geiz ist doch völlig ohne Reiz

Der Pariser Dichter Rutebeuf polemisierte im dreizehnten Jahrhundert gegen Geldgier und Geiz, gegen die Heuchler und Wahrheitsverdreher und verhehlte seine eigenen Süchte und Dämonen nicht.

Von Ralph Dutli

se, ausbleibender Auftraggeber, der Verschuldung, der offen bekannten Spiel- und Trunksucht – als Spielmann und Textrezitator auf die Straßen trieb, in ein randständiges Milieu, das er gut zu kennen scheint. Der scharfzüngige, stachelbewehrte Einzelgänger ist das Prachtexemplar eines viel wissenden, aber besitz- und mittellosen Intellektuellen: Champion eines mittelalterlichen akademischen Prekariats.

A m ehesten zu fassen ist diese schillernde Figur in den „Poemen des Unglücks“. In dieser gesammelten Klage-Suada spricht er von seiner Armut und Verzweiflung, von Elend und vielfachem Missgeschick, von seinem Hadern mit Gott, von der Sehnsucht nach Vergeltung und Erlösung. Allerdings bekennt er selbstkritisch seine Schwächen, seine Süchte und Dämonen in den Poemen „Winterpech“ (1256) und „Sommerpech“ (1258) – mithin: Ganzjahrespech! Sein Laster ist das bis zum Wahnsinn getriebene Würfelspiel um Geld und Kleidung. Rutebeuf ist ein schonungsloser Selbstdiagnostiker, der aus eigener leidvoller Erfahrung vor der Droge des Würfelspiels warnt: „Bis in die Adern / Hab ich gezittert unter Nadeln. / Jetzt will ich's euch berichten tadelnd / Was Spielsucht heißt; / Ich weiß ja selbst, wie sie dich beißt, / Wie dreist sie alles an sich reißt.“

Aus Rutebeufs „Poemen des Unglücks“ lassen sich Ereignisse destillieren,

keine komplette Lebenserzählung, nur schroffe Fragmente. Die Vermählung mit einer unattraktiven, bitterarmen Frau, der Verlust eines Auges, der Beinbruch seines Pferdes, mühselige Krankheiten, die schwierige Geburt eines Kindes, die Schulden bei der Amme und beim Wohnungsvermieter. Die Verkettung des Unglücks erscheint als Naturgesetz: „Schlimmes kommt nie allein.“ Aber Elend macht einsam. Besonders schmerzt ihn der Verlust ehemaliger Freunde, der einst geliebten, treulosen, die sich abgewandt haben – er ist fortan ein verzweifelter Einzelkämpfer. „Wo sind die Freunde hin, die süßen, / Die ich mir nah hielt – muss ich büßen, / Sie so geliebt zu haben? / ... Als Gott mich angriff, schwer mir grollend / Von allen Seiten, / War keiner da, mich zu begleiten. / Der Wind trug fort sie fern ins Weite: / Die Liebe – ist gestorben!“

Der Tod von Freundschaft und Liebe ist nur Teil einer Verdunkelung der Welt, die in „Rutebeufs Klage“ (1262) schmerzhaft in den Körper eingeschrieben steht, als irreparabile Verstümmelung. Das verlorene Augenlicht des Dichters bedeutet den quälenden Verlust an sichtbarer, leuchtender Welt, die Tageszeiten verkehren sich dramatisch: „Das rechte Aug ist mir erblindet, / Das bessere nämlich, so verschwindet / Mir alles, alle Wege. / Was gibt es Schlimmeres, überlege! / Kommt mittags schon die Nacht entgegen / Mir in mein Auge.“ Ein strafender Gott als undurchschaubare Instanz wird mehrfach

beschworen: „Gott führt jetzt Krieg, auf mich gerichtet.“

Dem autobiographischen Gehalt der Texte dieses „Hiob in den Pariser Straßen“ darf man gelegentlich misstrauen. Die Übertreibung ist oft so grotesk, dass sie riskiert, ins Komische zu kippen. Der Dichter stilisiert sich als erbarmenswürdige Ruine und Wrack des Schicksals: „Trojas Zerstörung war wohl kleiner / Verglichen jetzt mit meiner.“ Sogar als Toten bezeichnet er sich einmal, doch für einen Toten spricht er erstaunlich beredsam, eindringlich beschwörend.

Hier wird eine Figur inszeniert, die als letzte Ressource die eigene Misere ausschachtet, eine Elendstypen, die flunkert und fabuliert – und dabei die Hand aufhält. Rutebeuf war ein Sprachkünstler mit vielen Tonlagen von zart bis derb, von lyrischem Ausdruck bis zur sarkastischen Polemik, von erhabener Frömmigkeit bis zum vulgären Straßenediom. Mündlichkeit, Direktheit, Drastik, ebenso die Energie, die Vitalität seiner Verse, die starken poetischen Bilder – das sind die Qualitäten seiner Dichtung. Seine Bühne ist die Straße, der Markt. Natürlich ging es darum, die Zuhörer mit sprachlichen Tricks zu fesseln. Heutige Slam-Poeten könnten in Rutebeuf einen Ahnen der mündlichen Performance feiern.

Als Mahner, Moralist und Zeitkritiker beklagt Rutebeuf das Überhandnehmen von Falschheit und Heuchelei, geißelt die Allmacht des Geldes und den Mangel an Liebe, Güte und Solidarität: „Die Armut

gilt als Krankheit heute, / Die Reichen machen fette Beute.“ In diversen Poemen wird bittere Anklage gegen Geiz und Geldgier geführt, gegen ein schlimmes Laster – nicht nur seiner Epoche. Wenn der zweifelhafteste Werbeslogan unserer Zeit „Geiz ist geil“ lautet, so hält ihm Rutebeuf eine nachhallende Antwort bereit: „Geiz ist doch völlig ohne Reiz.“ Die Kritik an der Vergottung des Geldes ist nur einer der Züge, die Rutebeuf auch heute aktuell erscheinen lassen.

Er entlarvt auch die Wahrheitsverdreher, die scheinheiligen Verkünder von „alternativen Fakten“: „Was keiner je noch hat gesehen, / Wollen sie als Wahrheitszeugnis drehn.“ Ein kleines persönliches Geständnis: Beim Übersetzen seiner Verse glaubte ich letztes Jahr mehrmals, Rutebeuf kommentierte den Wahlkampf einer Weltmacht und bald darauf schon eine neue großartige Präsidentschaft. Rutebeuf ist der Dichter einer Welt, die tief in der Krise steckt. Die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war von Wissensdurst und intellektuellem Aufbruch bestimmt gewesen, diverse bedeutende enzyklopädische Werke entstanden, zudem kam es durch die Neuentdeckung der Werke des Aristoteles, die durch arabische Kommentatoren vermittelt wurden, zu einem Höhenflug in der Philosophie der Zeit.

Die Lust am Wissen, Entdeckerfreude und Streben nach Welterkenntnis waren in der Mitte des Jahrhunderts bitter geworden. Die freudig entdeckten „Wunder

der Welt“ brachten auch unvorhersehbare Bedrohungen hervor, das Böse brach sich Bahn. Die christliche Welt war versichert, der Antichrist kündigte sich an. Die Kreuzzüge scheiterten, Jerusalem war noch immer in der Hand der Muslime, der Islam dehnte sich bis nach Indien aus. Von Osten her stießen von 1240 an die Mongolenhorden unter Batu Khan, dem Enkel von Dschingis Khan, nach Europa vor, gelangten bis an die Adria-Küste und verbreiteten Angst und Schrecken. Sie wurden für die apokalyptischen Reiter gehalten, als „Strafe Gottes“ für eine sündige, verkommene, diesseitigen Genüssen zugetane Christenheit angesehen. In diesem Kontext sind Rutebeufs pessimistische Zeitdiagnosen zu verstehen.

Das Scheitern war sein Lebens- thema. Aus allen pessimistischen Texten ragt jedoch das hoffnungsfrohe Poem „Von Heuchelei und Demut“ (1261) hervor. Es ist gleichsam eine kleine Utopie, ein verwegener Traum vom Sieg der Güte, der Gerechtigkeit. Ein allegorischer Traum, in dem Höflichkeit und Demut als unversöhnliche Antipoden der Heuchelei und der Habsucht widerstehen. Der Held von Rutebeufs Poem heißt „Courtois“ (Höflich). Oder ist nicht Rutebeuf selbst der Held, zumindest der Hauptakteur? Er schildert, wie er nach heftigem Weingenuß einschläft und einen Traum hat. Sein träumender Geist wandert in eine „ferne Stadt“, unerkennbar Rom, wo er einen „Ehrenmann“ antrifft, der sich „Höflich“ nennt und ihm gastfreundlich sein Haus öffnet. In langen Unterhaltungen enthüllt ihm dieser Gesprächspartner die Hintergründe der schlimmen lokalen Sitten. Das Poem endet ungewohnt optimistisch: „Höflich“ wird zum Papst gewählt. Allerdings ist es nur ein schöner Traum, dessen utopische Kraft einen Triumph der Poesie und der Fiktion über die pessimistische Schwärze anderer zeitkritischer Poeme Rutebeufs darstellt. Träumen ist erlaubt: Für einmal also weiß das Gute, das in der Welt so sehr bedrängt und unterdrückt wird, sich Gehör zu verschaffen.

Nach diversen Irrwegen und bedenklichen Gewohnheiten führt das Poem „Rutebeufs Tod“ (1277) einen Virtuosen der Zerknirschung vor, der auch die Rolle des reuigen Sünders perfekt zu spielen versteht, noch in letzter Minute um sein Seelenheil bangt – wenn es denn nicht schon zu spät wäre. Die umfassende Lebensbeichte zeigt offenerherzige Geständnisse: „Ich gab dem Körper, was er beehrte, / Ich reimte und ich sang, beschwerte / Über die einen mich, um andern zu gefallen.“ Dazu noch einen deutlichen Hinweis auf die eigene schmarotzerhafte Leiblichkeit und deren zweifelhafte Moral: „Ich hab nur immer meinen Ranzen / Mit fremdem Gut gefüllt, im ganzen / Gern auf das Lügen nur gesetzt!“ Ein merkwürdiges Geständnis von einem Dichter, der seinen Willen zur Wahrheit vielfach bezeugt hat. Es sei denn, er meine eben doch die schönen Lügen der Literatur.

Rutebeuf war jahrhundertlang vergessen. In der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts erfuhr er dann dank des französischen Chansoniers Léo Ferré eine populäre Wiedergeburt: mit dem Lied „Pauvre Rutebeuf“ (1955), das als melancholischer Schlager auch bei Intellektuellen der Existentialisten-Generation großen Erfolg hatte. Das Lied war ein Destillat aus den „Unglücks-poemen“, besonders eingängig war die Klage um die verlorenen Freunde: „Was ist aus meinen Freunden geworden?“, und die bittere Antwort: „Die Liebe ist gestorben!“

Ralph Dutli ist Schriftsteller und lebt in Heidelberg. Im August erscheint im Wallstein Verlag eine von ihm übersetzte Auswahl aus Rutebeufs Werk unter dem Titel „Winterpech & Sommerpech“.